



MIMI ZÖHL

DIE TOTEN VON FISCHERHUDE

Kriminalroman



emons:



MIMI ZÖHL

DIE TOTEN VON FISCHERHUDE

Kriminalroman



emons:

In Hamburg geboren, in Bremen aufgewachsen, zum Medizinstudium in Brüssel, Leiden und Hamburg, lebt die niedergelassene Ärztin seit über zwanzig Jahren im Künstlerdorf Fischerhude. Ihr erster Kriminalroman »Letzte Nacht am Hexenberg« wurde 2014 beim Verlag Atelier im Bauernhaus veröffentlicht.

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2022 Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Christie Goodwin/Arcangel.com
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Lektorat: Hilla Czinczoll
E-Book-Produktion: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-96041-961-7
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Jojo

*Den Ersten de Dot,
den Tweden de Not,
den Dreden dat Brot.*

Weisheit der Moorbauern im Teufelsmoor

Run silent, run deep.

Motto der U-Boot-Fahrer

Prolog

Rabea kannte den Mann. Er saß oft auf einem Stuhl in den Wiesen, vor sich die Staffelei. Meist sah er sie nicht, wenn sie suchend durch das hohe Gras stapfte. Das war ihr recht. Sie wollte nicht, dass die Dorfbewohner sie bei der Suche nach Kräutern und anderen Zutaten beobachteten. Sie würden ihr weniger vertrauen, wenn sie ihre Geheimnisse kennen würden: die Stellen, wo sie in den Niederungen der Wümme Blutwurz, Schlangenknoterich, Bilsenkraut und Beinbrech sammelte. Die Orte, an denen die magischen Steine lagen und die heilenden Pilze wuchsen. Die Tiere, die sie fangen und töten musste, damit sie ihr das Geheimnis des Lebens verrieten.

Es schien, der Mann versuche, den Grund des Flusses zu erkennen. So reglos, wie er nun auf dem Wasser lag. Die Sonne schien auf das gelbgrüne Gras, das braune Wümmewasser reflektierte die Umrisse der Bäume und den Himmel. Ein Eichelhäher flog vorüber, sonst schien das Leben stillzustehen.

Sie stellte den Korb mit der toten Kröte, den Fischen und Insektenleichen einige Meter entfernt in das Schilf. So hatte sie die Hände frei, um eins der Neunaugen mit dem Messer auszunehmen. In den Innereien der Fische konnte sie viel genauer die Zeichen erkennen als aus dem Flug ihrer Eule. Die halbe Nacht hatte Aletheia sie mit ihren Rufen wach gehalten. Ihr war klar gewesen, dass heute ein Unglück passieren würde.

Als sie den Mann zuletzt schlafend am Fuß des Deichs sah, hatte sie wieder dieses bestimmte Gefühl erfasst. Wie zuletzt bei Pastor Sähmann, kurz bevor er letzten Monat an Magenkrebs gestorben war. Er war bereit für sein Ende gewesen. Seit Jahren hatte er seine Krankheit als Weg zu einem wahrhaftigeren Leben gelebt. Doch der Mann, der jetzt einige Meter entfernt tot in der Wümme schwamm, war nicht bereit gewesen. Voller Wut und Energie hatte er noch mit jemandem gestritten. Keine Spur von Gelassenheit, dem Gespür für die wichtigen Dinge, die Wurzeln des Seins. Sie fühlte eine gewisse Genugtuung, dass sie sein baldiges Ende dennoch erahnt hatte.

Kniend im hohen Ufergras öffnete sie den Fischbauch mit einem kurzen Schnitt. Im Wasser spiegelte sich ihr schmales Gesicht. Sie ähnelte ihrer Mutter: scharfe Nase, grüne, tief liegende Augen, glattes, etwas dünnes Haar, das sie zu einem Zopf geflochten hatte. Schon vor Jahren ergraut. Es war ihr gleich. Die Schönheit eines Menschen war nicht von äußeren Dingen abhängig. Sie liebte ihr Leben im Einklang mit der Natur. Die Menschen im Dorf vertrauten ihrem Urteil. Obwohl Rabea wusste, dass sie einigen von ihnen unheimlich war.

Der Tote hatte Schuld auf sich geladen. Er hatte das Leben von Menschen zerstört, ungeborenen und auch älteren. Nun hatte das Schicksal ihn bestraft. Doch das Böse wirkte weiter. Sie stand auf und warf die Eingeweide in den Fluss. Den Fisch legte sie zu den anderen zurück in den Korb: Sie würden ihr eine gute Mahlzeit sein.

Sie ging zu ihrem Fahrrad, das an einer Eiche lehnte. Den Korb hängte sie an den Lenker. Auf dem Deich war ein schmaler Trampelpfad, den sie mit flatterndem Rock entlangradelte, bis sie ein kleines Wäldchen erreichte. Sie wollte welke Blätter finden. Ein paar Meter weiter, im Garten der Tütort-Bewohner, standen duftende Rosen. Marianne würde von ihr erwarten, dass sie ihr und ihren Freunden ein Zeichen gäbe: die Kerze auf der Schwelle der Haustür als Symbol für ihr Mitgefühl, die Blätter als Zeichen für den Tod. Und die Rose als Zeichen ihrer Verschwiegenheit.

September 1905

Otto hatte natürlich wieder das letzte Wort gehabt. Sie kam einfach nicht gegen ihn an. Sie solle sich mehr um den Haushalt kümmern! Die Wäsche sei nicht richtig sauber, die Fenster fleckig. Als ob das ihre Aufgabe wäre. Das neue Mädchen war aber auch eine echte Transuse. Nichts konnte es, ohne dass man hinter ihm herging. Dafür war ihr die Zeit zu kostbar. Wie sollte sie malen, wenn sie sich um diese lästigen Haushaltsdinge kümmern musste? Sie hatte Größeres im Sinn. Sie durfte nicht ihr Ziel aus den Augen verlieren!

Paula Modersohn ging mit großen Schritten über den Moordamm. Ihre Schuhe waren durchnässt. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, aber die Wolken hingen tief und grau über der Landschaft. Diese düsteren Tage waren die ersten Vorboten eines langen, öden Winters.

Sie dachte an das Bild von Beke, die sie im Armenhaus getroffen hatte. Den ernsten Blick und ihre vom Leben erschöpfte Haltung hatte sie innig und fein in dem Gemälde festgehalten. Die Formen einfach, die Farben kraftvoll. Zufrieden hatte sie die letzten Pinselstriche auf das Bild gesetzt, als Otto ihr Atelier betreten hatte.

Im Graben neben dem Weg sprang ein Frosch in die Höhe und brachte den violetten Blutweiderich am Ufer zum Zittern. Hinter dem Graben lagen Dunkelheit und das schimmernde Grün des Waldes. Sie atmete die feuchte Waldluft ein. Sie liebte diesen würzigen Geruch, den es nur jetzt gab, da die frische Herbstluft sich mit dem sommersatten Boden vermischte.

Sie hatte gleich gewusst, dass er ihr die Stimmung verderben würde. Zunächst stand er nur da. Sein Blick hatte diesen bestimmten Ausdruck, der sie in Rage brachte. Und sie ahnen ließ, dass er sie mit seiner Oberlehrer-Art wieder zurechtweisen würde.

Die Erinnerung ließ ihren Puls ansteigen. Sie ging an einer Weide vorbei. Hinter weißen Birkenstämmen blitzte regennasses Gras mit Sprenkeln von Löwenzahn. Drei Kühe unterbrachen ihr monotones Wiederkäuen und blickten neugierig auf die Spaziergängerin.

Otto hatte zunächst Lob für die E Levin: »Sehr schöne leuchtende Farben, sehr harmonisch.« Mit der rechten Hand hatte er sich über den Bart gestrichen und war näher an die Staffelei getreten. »Aber diese klobigen Hände. Und die viel zu große Nase. So kannst du es nicht machen. Diese Figur ist vollkommen unmalerisch, viel zu hart.« Er drehte sich zu ihr um und blickte streng durch die runden Brillengläser. »Paula, besinne dich doch auf die Technik. Alles, was du gelernt hast, scheinst du zu vergessen.«

Technik, Technik, Technik. Otto wusste genau, dass dies ein Reizwort für sie war. »Ich sehe die Seele dieser Frau. Sie ist rein und eins mit dem Leben in der Natur. Das«, sie spuckte das Wort beinahe vor ihm aus, »ist es, was wichtig ist: die Seele!«

Otto sah wieder auf das Bild der Alten. »Dieses Maskenhafte! Dem Ganzen fehlt jegliche Feinheit.«

Für ihn war Feinheit doch nur die detaillierte Wiedergabe der Natur. Er verstand nicht, worauf es ankam. Seine Bilder waren gefällig und hatten den Ballast von Shadow und Konsorten nicht abgelegt. Dabei war das doch das Aufregende: die Natur und das Wesen zu spüren, sich von der Wirklichkeit zu lösen, zu vereinfachen und damit etwas Großes zu schaffen.

»Ganz recht. Ich male nicht wie deine Düsseldorfer. Ihr habt doch nie den großen Schritt gewagt, euch von den Großvätern zu lösen. Ihr traut euch nichts!«

»Meine Freunde, die nebenbei gesagt auch deine Freunde sind, haben eine vollkommen neue deutsche Malkunst entwickelt. Ich glaube nicht, dass du das Recht hast, dich über Mackensen, Overbeck oder auch Vogeler zu stellen.«

»Bei euch muss alles schön, harmonisch und bedeutend sein. Meint ihr, dass so eine ›neue Kunst‹ aussieht? Ihr habt alle keinen Mut. Niemand, der den Esprit eines Cézanne, Derain oder Matisse hat!«

»Die Expressionisten sind auch uns große Vorbilder.«

»Es gibt nicht nur die Expressionisten. Was ist mit den Japanern, den Spaniern, den alten Kulturen? Oder Paul Gauguin? Davon bekommt ihr doch nichts mit auf eurer Insel der Glückseligkeit!«

»Du musst nicht denken, dass du die Einzige bist, die sich mit den neuen Strömungen in der Kunst auskennt. Die du für weltgewandt und modern hältst. Nur weil du dir in Paris immer wieder eine Auszeit von deinem anscheinend recht eintönigen Worpsweder Familienleben nimmst.«

»Das bist wieder ganz du! Diese Eifersucht auf die Freiheit, die ich mir ab und zu nehme.«

»Ich bin, wie auch deine Mutter und deine Schwester Milly mir immer wieder bestätigt haben, sehr verständnisvoll, was deine Eskapaden angeht. Andere Männer wären nicht so geduldig mit einer so egoistischen Ehefrau.«

Dass sie egoistisch sei, nur an sich selbst denke, hatte ihr schon der Vater vorgehalten. Das würde sie wohl ihr Leben lang hören. Denn es schickte sich nicht, dass ein Weibsbild eigene Wünsche und Ideen für sein Leben hatte. Zwar sollte es Kenntnisse in den schönen Künsten haben, gebildet sein, Klavier spielen können. Aber von allem nur ein bisschen. Nur keine Passion. Keine großen Pläne. Zumindest nicht für sich selbst. Wenn es dann heiratete, sollte es sich für das Fortkommen und die berufliche Verwirklichung des Ehemannes begeistern. Und für die eigenen Kinder.

Nun, Letzteres war zumindest für Paula kein Thema. Und sie hatte nicht vor, diesen mächtigen Drang nach Farben und Formen, den Rausch des Malens für ihren Ehemann aufzugeben und sich seinen Anweisungen zu beugen. Das Leben als Ehefrau wurde ihr mehr und mehr zu eng. Otto dagegen schien die Ruhe und das geregelte Leben zu genießen. Er malte stetig. Und zwischen der Kunst ruhte er sich aus. Mehr brauchte er wohl nicht.

»Es würde auch deinen Bildern guttun, wenn du dich einmal aus der Gemütlichkeit unseres Heims lösen würdest.« Ihre Stimme hatte einen scharfen Ton, sie wollte ihn ebenfalls verletzen. »Das Leben in den großen Städten ist voller Inspirationen!«

»Ich habe hier genug Inspirationen. Und ich habe meine Pflichten, denen ich nachzukommen habe. Etwas, das dir offenbar sehr schwerfällt.«

Und dann zählte er ihre Versäumnisse im Haushalt auf. Das war zu viel. Er führte sich auf, als sei er ihr Vater. Und sie war nur das kleine dumme Mädchen. Paula war aufgesprungen, hatte ihren Hut aufgesetzt, hastig nach

ihrem Mantel gegriffen und war aus der Tür gestürmt. Den lauten Knall beim Zufallen, den Matsch unter ihren Füßen, der ihre schönen kalbsledernen Schuhe durchdrang, und den Nieselregen hatte sie nicht wahrgenommen. Sie wollte nur weg.

»Mein Handicap? Das ist gar nicht mal so schlecht.« Lennard Cordes lachte in sein Handy. »Ich freue mich auf unser Treffen. Bis dann!«

In dem Moment, in dem er das Gespräch mit Kevin Brauer beendete, entspannten sich seine Gesichtszüge, und die Mundwinkel sanken nach unten. Kevin arbeitete bei der Bank. Und er handelte mit Aktien, wie Lennard. Ein interessanter Typ, der von seiner Studentenzeit im Marxistischen Bund erzählte und in einer WG bei Fischerhude lebte. Außerdem war er Mitglied im Rotary Club und fuhr einen Land Rover.

Sie hatten sich vor zwei Wochen beim Fitness kennengelernt und zum Golfen verabredet. Von ihm erhoffte sich Lennard nützliche Tipps und weitere Kontakte. Dass der Banker in einer Wohngemeinschaft auf dem Land wohnte, hätte er nicht von ihm gedacht. Mit lauter Freaks, die sich selbst verwirklichten. Eine der Frauen machte riesige Skulpturen. Eine war Punk oder Rockerin, das hatte er nicht behalten. Ein Maler war auch dabei. Wahrscheinlich alle Hartz IV.

Er hätte sich auf das Golfspiel mit Kevin gefreut. Wenn nicht dieser Brief gekommen wäre. Er schaute durch das große Fenster auf die Weser, deren Fluten hinter der Uferpromenade in der Sonne funkelten. Fröhliche Bremer mit Kind und Hund zogen spazierend vorbei. Gegenüber leuchtete der rote Backstein der Weserburg. Es war ein schöner Spätsommertag, der Lust auf ein Sonnenbad am Deich oder eine Landpartie machte. Und er passte überhaupt nicht zu seiner Stimmung.

Vor einer Stunde hatte er mit Susi noch am Frühstückstisch auf der Terrasse seiner Penthousewohnung Pläne für die baldige Thailandreise gemacht. Er hatte ihr den Flug mit Übernachtung im Fünf-Sterne-Hotel zu ihrem Einjährigen geschenkt. Jetzt musste er alles stornieren.

Er riss ungeduldig an einem vertrockneten Blatt der Yuccapalme, die, zwei Meter hoch, der perfekt designten Wohnung einen exotischen Touch verleihen sollte. Schwarzes Ledersofa, ein großer Fernsehbildschirm auf

einer sonst leeren Anrichte, eine ausladende bogenförmige Stehlampe und zwei abstrakte Bilder in Blautönen an den Wänden.

Wieso schickten die Behörden unangenehme Briefe immer am Sonnabend? Sie versauten einem das ganze Wochenende. Konnte er noch etwas drehen an seiner Misere? Dass er seinen Porsche verkaufen musste, hatte ihm Schlöber schon gesagt. Aber die paar Euros wären nur Peanuts. Der Schuldenberater war mit ihm jeden Posten durchgegangen. Ein trockener Typ ohne Empathie. Den Fernseher könne er behalten. Dieser Pfennigfuchser. Sah aus wie ein Buchhalter, mit dünnem Haar und blassen Augen hinter fleckigen Brillengläsern. Sein billiges Deodorant kombiniert mit Kohlgeruch lag ihm jetzt noch in der Nase. In Gedanken an die Ratschläge von Herrn Schlöber stieß er ein verächtliches Lachen aus.

Wahrscheinlich würde seine wunderbare Wohnung dran glauben müssen. Sein Zwerchfell verkrampfte sich. Er hatte Mühe zu atmen.

Oma war begeistert gewesen, als er ihr vor einem Jahr das große Apartment mit der phantastischen Aussicht in der Bremer Innenstadt gezeigt hatte. »Ich wusste gar nicht, dass man als Medizintechniker heutzutage so gut verdient. Die Wohnung ist ein Traum!«

Natürlich hätte er sich so eine Bleibe nie von seinem kümmerlichen Gehalt kaufen können. Aber er hatte Glück gehabt. Ein geschickter Deal an der Börse hatte ihn mit einem Schlag um eine halbe Million Euro reicher gemacht. Endlich hatte er beweisen können, dass er es auch ohne Unterstützung der Familie zu etwas brachte.

Dabei war Oma nicht besonders ehrgeizig. Sie hatte immer Verständnis für ihn gehabt, besonders nach dem Tod seiner Eltern vor fünfzehn Jahren. »Solange du nur glücklich bist, mein Junge, machst du alles richtig.« Er war aber nur glücklich, wenn er sich auch einen gewissen Lebensstandard leisten konnte. Er hätte es gehasst, ein Leben mit Kleinwagen und Zwei-Zimmer-Wohnung führen zu müssen. Seine Eltern hatten so gelebt. Der Geruch des Spießbürgertums von damals war immer noch in seinem Hippocampus abgespeichert.

Auch Oma kam aus »kleinen Verhältnissen«, hatte aber wenigstens reich geheiratet. Doch diese nervende Bescheidenheit! Nie eine aufregende Reise

oder ein teurer Restaurantbesuch. Gediegene Kleidung ohne Schick, Schuhe, die ein Leben lang hielten. Bloß nicht zeigen, dass man Geld hatte.

Als er sie einmal kritisierte, dass sie sich nicht mal zur Feier ihres runden Geburtstags Champagner gönnte (statt Rotkäppchen-Sekt), sagte sie: »Meine Großeltern haben hart für ihr Leben kämpfen müssen. Hunger und Entbehrungen bestimmten ihren Alltag, sieben Tage die Woche. Und keine Aussicht, diesem Schicksal zu entkommen.« Dann sah sie ihn mit ernstem Blick an. »Alles, was wir haben, unser Wohlstand, unsere Bequemlichkeiten und die Freiheit, unser Leben zu gestalten, ist ein Geschenk Gottes. Und wir sollten dies jeden Tag schätzen und genießen, solange wir noch können.«

Er konnte verstehen, dass sie so dachte. Sie war alt und blickte auf ein erfülltes Leben zurück. Grund genug, dankbar zu sein. Wem auch immer. Aber er hatte eine Zukunft. Und die würde ihm das bringen, was ihm zustand. Schließlich würde er alles einmal erben. Sie könnte ihm doch schon jetzt ... Er schrie laut auf, voller Wut auf die ausweglose Situation.

Das gewonnene Geld, das ihm wie ein Vermögen vorgekommen war, war innerhalb von Wochen aufgebraucht gewesen. Die Wohnung, der Porsche, schicke Anzüge, teures Essen und zwei Luxusreisen. Und leider dieser Flop beim Kauf einer Ladung Weizen bei einem Warentermingeschäft. Es kamen Mahnungen. Als er vor sechs Monaten die letzte Zahlungsaufforderung bekam, hatte er seine Großmutter gefragt, ob sie ihm helfen könne. Sie war voller Mitgefühl gewesen, hatte ihr Portemonnaie geholt und ihm einen Fünfziger und eine Tafel Schokolade zugesteckt, was er nicht hatte annehmen wollen. Weil er an eine viel höhere Summe gedacht hatte. Aber Oma hatte ihre Tricks. Wenn sie etwas nicht wollte, spielte sie die Verwirrte. »Ganz reizend weggetreten«, so hatte seine Mutter es früher genannt.

Oma wollte ihm nicht helfen. Dabei war sie reich. Aber sie hütete ihr Vermögen wie eine Henne ihre Eier. Ihm wurde schwindelig, wenn er daran dachte, wie einfach sich alle seine Probleme lösen könnten.

Der Termin beim Amtsgericht für das Insolvenzverfahren war für Donnerstag in drei Wochen anberaumt. Dann würde sein Leben auseinandergenommen werden. Und ob er eine Restschuldbefreiung bekäme, war noch ungewiss. Schließlich habe er recht verschwenderisch gelebt,

meinte Herr Schlöber. Eine Gefängnisstrafe sei jedenfalls nicht ausgeschlossen.

Er stöhnte, als er an die Golfverabredung dachte. Vor Kevin würde er noch den schönen Schein wahren müssen, doch bald wären zumindest die Partys mit Freunden Vergangenheit und natürlich auch die Mitgliedschaft im Golfclub.

September 1905

Allmählich hatte sie sich wieder beruhigt. Das hohle Hämmern eines Spechts klang aus der Tiefe des Waldes. Es roch nach Pilzen und feuchter Erde. Nasses Laub raschelte unter ihren Füßen. Paula fühlte, wie ihre Muskeln die Beine bewegten, die Kraft ihres jungen Körpers. Ihre Haut war ganz weich und frisch vom Regen. Mit allen Sinnen wollte sie die Wiesen, den Wald und das Moor in sich aufnehmen. So liebte sie ihr Worpsswede, ihr Teufelsmoor.

Sie hatte den Waldrand erreicht und blieb stehen. Ein schmaler Damm trennte die Bäume von einer Wiese, die zentimetertief unter Wasser stand. Wie ein großer See, in dem sich der blasse Abendhimmel und die dünnen weißen Birkenstämme auf dem Damm spiegelten. Am Wiesenende erhob sich wie ein Riff die leuchtend braune Torfkante. Die Schwarztorfschicht zog nur wenige Zentimeter unter der hellen Brauntorfschicht horizontal durch den mannshohen Wall. Unten vor dem Wall in der Torfkuhle waren zwei Frauen und drei Männer dabei, gestochene Torfballen auf einen Wagen zu stapeln. Es waren Tagelöhner aus dem Dorf, Anna und ihre Familie, die den getrockneten Torf vor dem Herbstregen in Sicherheit bringen wollten. Eilig gingen sie zwischen den meterhohen Haufen aus getrockneten Torfsoden hin und her.

Paula kannte sie. Im Frühjahr, als die Männer den nassen schwarzen Torf aus dem Graben vor der Torfkante geerntet hatten, war sie auf einem ihrer Spaziergänge schon einmal ins Wrockmoor gekommen. Anna und ihre Töchter hatten auf dem Lagerplatz oberhalb der Torfkante einen merkwürdigen Tanz veranstaltet. Neugierig lächelnd war Paula auf die Tanzgruppe zugegangen.

»Wat wult Se hier?«

Paula erkannte ihren Irrtum, als sie den Lagerplatz erreicht hatte. Vor Scham wäre sie am liebsten weggelaufen. Die schwitzenden, stampfenden und erschöpften Frauen sahen sie nur misstrauisch an. Mit Holzschuhen und Spaten waren sie dabei, eine ausgestrichene Fläche Torfbrei zu bearbeiten.

Die armen Leute schufteten wie die Sklaven, und sie wollte tanzen. »Was machen Sie da?«, hatte sie gefragt.

»Wi pletten de Torf.«

Das Wasser wurde so aus dem Torf gepresst. Wenn der Torf dann einige Tage getrocknet war, wurde er zu Soden gestochen und zum Trocknen gestapelt. Die Frau, die ihr dies erklärte, hatte tief liegende müde Augen und eingefallene Wangen. Hunger und häufige Krankheiten hatten in ihrem Gesicht Spuren hinterlassen. Wie für die Moorbewohner typisch, war sie ein ernster Mensch. Schon ihre Vorfahren hatten ums Überleben kämpfen müssen. Die Tagelöhner, die für ein paar Mark für die Moorbauern arbeiteten, hatten keine Hoffnung, der Armut zu entkommen.

Jetzt entdeckte sie unter einer Birke zwei kleine blonde Mädchen, nicht älter als sieben, in eine Decke gehüllt auf einem Baumstamm. Sie schmiegt sich ganz eng aneinander. Die Jüngere hatte den Kopf auf die Schulter der anderen gelegt und schlief.

Paula näherte sich den beiden mit langsamen Schritten, bis sie erkennen konnte, dass das größere Mädchen ein dunkelrotes Kleid anhatte. In dem Moment riss die Wolkendecke auf, und ein Sonnenstrahl tauchte die Kinder in goldenes Licht. Und Paula wusste, dass sie die Mädchen malen musste.

Sie tastete die Taschen ihres Mantels ab. Irgendwo hatte sie noch ein Stück Kreide und ein zusammengefaltetes Stück Papier verstaubt. Das musste fürs Erste reichen. Mit einigen wenigen Strichen skizzierte sie die beiden Kinder. Dann ging sie weiter, bis sie direkt vor ihnen stand.

»Guten Tag, ihr beiden.«

Das kleine Mädchen, es war ungefähr vier, wachte auf und rieb sich verschlafen die Augen.

»Wie heißt du?« Die Frage richtete sich an die Ältere. Paula sah in ihre Augen, blau und ernst, von blonden Brauen gerahmt. Sie hatte eine zierliche Nase und ein schmales Kinn. Sie wirkte klug und misstrauisch gegenüber Paulas freundlicher Ansprache.

»Meta.« Ihre Stimme war hell.

»Ihr seid wohl ganz schön müde. Musstet ihr auch mithelfen?«

Meta nickte. »Ich, ja.«

»Deine Schwester ist sicher noch zu klein. Wie heißt sie denn?«

»Hanna.«

»Hallo, Hanna.«

Die Kleine lehnte sich zurück und versteckte sich hinter dem Arm der größeren Schwester.

»Ich habe ein kleines Bild von euch gemacht. Möchtet ihr es sehen?« Paula beugte sich vor und hielt ihnen das bemalte Papier hin.

Meta stützte sich mit beiden Armen auf dem Baumstamm ab. Sie linste, ohne den Kopf zu bewegen, auf die Skizze, so als ob sie nicht erkennen könne, dass es sich bei den Gestalten um sie und Hanna handeln würde.

Ein Räuspern hinter ihrem Rücken ließ Paula sich umdrehen.

»'n Abend, leve Fru.«

»Guten Abend. Ist die Arbeit getan?«

»För hüüd schon. Morgen geht dat wieder.«

»Ich habe gerade Ihre hübschen Deerns kennengelernt. Ob ich die mal malen kann?«

»Tja, dat weet ik nich. De mööt hier helpen. Wi mööt dat morgen torechtkriegen, anners geeft de Buur keen Geld.«

»Es soll Euer Schaden nicht sein. Ich zahle Euch Malgeld.« Vor Paulas innerem Auge sah sie das Bild, das sie von Meta malen würde. Es würde perfekt werden. Morgen sollte das Wetter trocken sein, hatte Bauer Brünjes gesagt. Sonst hätte er wieder das Reißen in seinen Knien gespürt.

»Ich komme morgen um acht bei eurer Hütte vorbei.«

Max grunzte. Er wischte sich mit seiner rechten Hand über das Gesicht. Gleich würde er den perfekten Farbton für den Winterhimmel finden. Vor seinem inneren Auge nahm er noch eine Spur Violett auf den Pinsel. Wieder kitzelte es auf seiner Stirn. Jemand kicherte. Ärgerlich schlug er die Augen auf und blickte in ein lächelndes Gesicht. Es hatte blaue Augen und milchweiße Haut mit kleinen Sommersprossen. Die rotblonden Haarspitzen berührten seine Wange.

»Hi.«

Langsam wurde er wacher. Er lag in seinem Bett. Die Sonne warf ein Gittermuster durch das Fenster auf die Wand am Fußende. Es war viel zu hell.

»Hast du gut geschlafen?«

Nach und nach verließ er seine Traumwelt. Die Frau neben ihm war sehr jung. Anfang zwanzig vielleicht. In den Tiefen seines verkaterten Gehirns suchte er nach ihrem Namen.

»Du bist so süß, wenn du schläfst.«

Lena oder Lisa. Er bereute jedenfalls, dass er sie nicht nach dem Sex nach Hause geschickt hatte. Sie drückte ihren weichen Körper gegen seine Brust und küsste ihn. Eine Kokosduftwolke raubte ihm den Atem. »Lena ...«

»Lea!«

»Äh, Lea, ich ... muss mal.« Er schwang sich, schneller, als er sollte, aus dem Bett und taumelte zur Tür.

Der Geschmack von zu vielen Zigaretten und sein alkoholisierter Atem brachten ihm die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Bis in die Morgenstunden hatte er im »Bergwerk« getanzt. Erst nach Mitternacht wurden die guten Sachen aufgelegt: Metallica, AC/DC, Bloodhound Gang. Er war ziemlich stoned gewesen. Hatte alle Frauen auf der Tanzfläche umarmt. Und zum Schluss mit der Kleinen wild rumgeknutscht. Wie war er bloß nach Hause gelangt?

Er öffnete die Tür zum Flur. Kaffeeduft holte ihn in die Gegenwart. Auf kalten Fliesen huschte er über den Flur ins Bad.

»Max?« Marianne hatte ihn durch die geöffnete Küchentür entdeckt.

Er drückte die Spülung und griff sich das Handtuch neben dem Waschbecken, um es um die Hüften zu schlingen. Grinsend betrat er die Küche, nahm sich einen Becher vom gedeckten Tisch und schenkte sich aus der Kanne ein.

»Ich fasse es nicht!« Marianne hatte die Hände in die runden Hüften gestemmt und sah ihn mit geröteten Wangen an. »Du bist wirklich unmöglich!«

Sie sah aus wie Mutter Courage, nur hübscher. Sie trug eine schwarze Schürze über dem langen türkisfarbenen Kleid, das wie immer tief dekolletiert war. Ein paar blonde Strähnen hatten sich aus der aufgesteckten Frisur gelöst, und lange bunte Ohrringe zitterten wütend an ihrem Kopf.

»Du warst heute mit dem Frühstück dran!« Sie riss ihm die Kaffeekanne aus der Hand. »Wenn du dich schon wieder nicht an die Regeln hältst, kannst du wenigstens warten, bis wir am Tisch sitzen.«

»Tut mir leid.« Er versuchte zerknirscht zu klingen.

»Tut es dir nicht. Ausgerechnet heute. Es ist bereits zehn Uhr. In drei Stunden kommen die Gäste.«

Er wich ihrem Blick aus und überlegte hektisch, was heute geplant war.

»Die Portweinprobe!« Marianne knallte die Kanne auf den Tisch. Ein Messer fiel klirrend zu Boden. »Die Kisten stehen alle noch in der Scheune. Zieh dich an und hol wenigstens ein paar ins Haus.«

»Das kann John doch –«

»Der ist seit dem frühen Morgen unterwegs. Er musste ausgerechnet heute auf den Kafenmarkt.«

»Und Kevin?«

»Ha!« Marianne schnaubte. »Ich will von dir keine Vorschläge hören, wer deine Arbeit machen kann. Deine Hilfe ist gefragt. Also komm in die Hufe.« Sie drehte sich zur Anrichte, nahm einige Weingläser heraus und stellte sie auf ein Tablett.

Durch das Küchenfenster schimmerten Rosen mit teefarbenen Rändern und dunkle Malvenblüten. Büsche und Bäume im Garten leuchteten im blassen Grün des Spätsommers, einzelne Blätter hatten sich schon gelb verfärbt. Auf dem Deich hinter dem Gartenzaun trabte ein Pferd mit Reiter: Kevin.

»Na endlich. Er wollte seinen blöden Gaul noch bewegen. Jetzt kann er dich gleich unterstützen.«

Max stöhnte und trat leise den Rückzug an. Mariannes Wutschrei hörte er nur noch gedämpft durch die geschlossene Tür. Statt zur Zimmertür wandte er sich nach rechts und öffnete die Tür ins »MAMU«.

Die ehemalige Diele des alten Bauernhauses war Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts zu einem Wohnzimmer umgebaut worden. Von den Unterständen für das Vieh und den Kammern der Knechte und Mägde war nichts mehr zu sehen. Stattdessen war ein großer lichter Raum mit deckenhohen Fenstern an der Giebelseite entstanden. An den niedrigen Seitenwänden befanden sich unter kleinen Butzenfenstern Bücherregale, vollgestellt mit Romanen, Gedichtbänden, politischen Aufsätzen und philosophischen Texten. Dazwischen kleine Figuren, Schalen, Muscheln und andere Mitbringsel vom Flohmarkt oder von Reisen der Bewohner. Verteilt im Raum neben dicken Balken hatte Marianne fünf ihrer bis zu drei Meter hohen Skulpturen aufgebaut, die »großen Mütter«. Den Namen »Mariannes Museum«, kurz MAMU, hatte der Saal von Mariannes holländischem Mäzen bekommen, der bei jedem Kauf einer Figur versicherte, dass sie seiner Frau wie aus dem Gesicht geschnitten sei.

Unter den monströsen Brüsten einer schlafenden Urmutter standen drei afrikanische Sessel, ein orientalischer Messingtisch und ein Java-Diwan mit zwanzig Kissen. Vorsichtig balancierte Max den Kaffeebecher, während er sich darauf niederließ. Im Sinken griff er noch nach einer Zigarettenpackung und einem Feuerzeug, die auf dem Tisch neben einem überquellenden Aschenbecher und mehreren Gläsern mit Rotweinrändern lagen.

Er seufzte. Zu viel Stress für einen Sonntagmorgen. Er zündete sich eine Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Auf einem der klobigen Sessel, die John gezimmert hatte, lag Mim, die schwarz-weiße Katze, und beobachtete

ihn aus gelben Schlitzern. Zwischen vorsichtigen Schlucken aus dem heißen Becher stieß Max Rauchkringel in die Luft.

»Herr, es hilft mein spätes Sorgen auch mein frühes Wachen nicht.« Dies war die erste Zeile der Giebelschrift des mehr als zweihundert Jahre alten Fachwerkhauses. Ganz in seinem Sinn. John hatte den alten Balken wiederaufgearbeitet, die Spalten gefüllt, gebeizt und die Buchstaben mit Goldbronze nachgemalt. Es war ein Haus, wie es typisch war für die Wümmeniederung. Alle Zimmer hatten Sprossenfenster. Sie waren etwas zugig, und im Winter bildeten sich Eisblumen auf dem Glas. Die Holzböden knarzten bei jedem Schritt und waren an einigen Stellen durchgetreten. Aber in der Küche gab es einen schönen Ziegelboden, und an der Wand stand der große grüne Kachelofen mit Jugendstilverzierungen. Max liebte das Haus.

John hatte es vor fünf Jahren günstig erstanden. Damals hatte er Max und Marianne gefragt, ob sie mit ihm hier eine WG gründen und ihm dabei helfen würden, das Haus wiederherzurichten. Sie hatten sich auf einer Party in der Ottersberger Kunststudienstätte kennengelernt. Marianne war dort Dozentin, und Max machte gerade seinen Abschluss. John, der ursprünglich Philologie in Essen studiert hatte, musste bei seiner Ottersberger Freundin ausziehen. »Die hat nicht alle Tassen im Schrank«, war sein abschließender Kommentar zu der Beziehung gewesen.

Johns Ex gehörte zu den Walpurgisweibern, die mit ihren mystischen Happenings in den Wäldern und Wümmewiesen in seinen Augen zu den Spinnern des Dorfes gehörten. Marianne war ebenfalls Mitglied der Gruppe.

Max fand Mariannes Glauben an Geister und alte Mythen inspirierend. Seine Bilder enthielten oft geheime Botschaften und versteckte Traumfiguren, die in den Landschaften wie Moorgeister wirkten. »Eine Mischung aus Surrealismus und Worpsweder Schule«, hatte ein Laudator sein Werk einmal auf einer Vernissage beschrieben. Wie sein großes Vorbild Richard Oelze, der es immerhin bis ins MOMA in New York geschafft hatte. Max wollte eine malerische Verbindung zwischen ihm und der »Worpsweder Künstlerkolonie« schaffen. Eines Tages würden auch seine Bilder wie die von Paula Becker-Modersohn oder Vogeler in den großen Museen gezeigt werden. Davon war er überzeugt.

Das Haus war damals in einem schlechten Zustand gewesen. Zwei Jahre hatten sie gerissen, gehämmert, gesägt und gemalt. Die Handwerker des Dorfes hatten ihnen dabei geholfen. Dafür mussten sie einen Kredit aufnehmen. Zu dritt waren sie in der Volksbank erschienen. Der Bankangestellte, ein smarterer Typ in Max' Alter, hatte darauf bestanden, sich das Haus anzuschauen. Bei der Besichtigung war er begeistert. Es begann eine feuchtfröhliche Verhandlung in der Küche. Am Ende duzten sie sich (»Nennt mich Kevin«). Es war ein sehr günstiger Kreditvertrag herausgekommen. Und ein Mietvertrag für Kevin.

Durch die geschlossene Tür hörte er, wie Marianne und Kevin die Portweinkisten ins Haus trugen. Es polterte, klirrte. Begleitet von einem dumpfen Beat, der aus Zoes Zimmer drang. Sie saß schon wieder an den Drums und übte für den Bandauftritt mit den True Heart Suzies.

»Zoe?« Marianne fluchte. Eine Tür klappte. »Komm mal raus. Wir brauchen dich hier.«

Ein Glück, dass er sich rechtzeitig verzogen hatte. Die Schlepperei wäre viel zu anstrengend. Besonders für den Rücken. Da war Kevin, der Sportler, viel besser geeignet. Zoe war durch ihr tägliches Üben am Schlagzeug auch gut durchtrainiert, obwohl man ihrer schmalen Figur keine große Kraft zugetraut hätte.

Er legte die Reste der Zigarette in den Kippenhaufen und drehte sich auf die Seite. Seine Glieder waren schwer. Sein Kopf fühlte sich wie mit Watte gefüllt an. Jetzt noch eine kleine Ruhepause. Er musste nachher fit sein. Irgendein angesagter Galerist war auch eingeladen. Einer von Johns »Beziehungen«.

Mit einem lauten Klacken ging die Tür auf. Max setzte sich mit einem Ruck auf.

»Schau dir das an!« John betrat mit wehenden Haaren und einem großen Paket den Raum.

»Mann, kannst du nicht normal reinkommen? Da bleibt einem ja das Herz stehen!«

John beachtete seinen Protest nicht, sondern legte das Paket auf den Boden und riss mit großzügigen Bewegungen das Papier herunter. »Hier!

Alles Ende 19. Jahrhundert oder Anfang 20. Rate mal, was ich dafür bezahlt habe.«

Irritiert sah Max auf die drei Ölschinken, die John vom Flohmarkt mitgebracht hatte. Ein düsteres Porträt eines dicklichen Ehepaars, ein hässliches Stilleben mit Äpfeln und eine alte Bauernkate in blassen Farben. »Das ist doch Schrott.«

»Nur dreißig Euro! Habe ich aber lange für verhandelt.« John grinste selbstgefällig. »Angeblich alter Familienbesitz aus einer Oberneulander Villa. Bullshit.« Er kratzte seinen Dreitagebart, der den Ansatz des Doppelkinns verdeckte.

»Was um Himmels willen willst du damit?« Max hatte sich vom Diwan erhoben und starrte auf das künstlerische Elend. »Willst du die aufhängen? Davon wird einem ja schlecht.«

»Quatsch. Die Bilder sind uninteressant. Die Rahmen!« Er hockte sich breitbeinig hin, sodass seine Jeans den oberen Teil des breiten Hinterns freigab. Mit der Rechten fuhr er zärtlich über das Holz. »Sieh mal die Dreifachlackierung mit der gefrästen Goldlinie. Kaum Lackschäden. Und hier die Stuckatur. Noch eins-a erhalten. Mit denen werden wir noch viel Geld verdienen.«

Er stand wieder auf, musterte Max' verkatertes Gesicht und sog schnüffelnd die Luft ein. »Mein Lieber! Wie siehst du denn aus? Geh mal duschen!« Er langte in seine Hosentasche, zog einen Plastikbeutel mit Pillen heraus und schüttete zwei auf seine Handfläche. »Hier, nimm die. Du musst dich heute von deiner besten Seite zeigen.«

Als Isabelle und Ferdinand Mathieu durch das Hoftor traten, setzten für den Bruchteil einer Sekunde Gespräche und Bewegungen der plaudernden Grüppchen im Garten aus: Portweingläser stoppten vor den Lippen, ein Lachen wurde verschluckt, Feuerzeuge verlöschten vor Zigaretten, Blicke erstarrten.

Mathieu, ganz in Schwarz mit Sonnenbrille, trat auf wie Agent K aus »Men in Black«. Seine Frau dagegen sah wie ein Paradiesvogel aus: Die roten Haare waren kunstvoll hochgesteckt und mit Strasshaarnadeln fixiert. Sie trug ein weißes kurzes Kleid, auf dem Spiralen aus lachsfarbenen Pailletten in der Sonne glitzerten. Sie ähnelte einem Flamingo, wie sie mit zehn Zentimeter hohen Sandalen, ohne zu wanken, über das Kopfsteinpflaster auf John zuging, der in der geöffneten Tür vom MAMU stand.

»Willkommen, Isabelle. Ferdinand.« John musste sich ein wenig strecken, um der schlanken Frau einen Kuss auf die Wange zu hauchen. Ihrem Mann klopfte er auf die anzugbewehrte Schulter. Ferdinand Mathieus dunkles Outfit, zu dem auch noch ein halb offenes nachtblaues Hemd, ein großer Siegelring und spitze schwarze Schuhe gehörten, wirkte düster und unpassend für den milden Spätsommertag.

Auch Ella Carbonne beobachtete den Auftritt des Paares. Sie verzog kaum sichtbar die Mundwinkel. Die Ärztin und Bandfreundin von Zoe hatte schon viele Partys in der Tütort-WG mitgefeiert. Anzugträger waren bisher noch nicht dabei gewesen.

Mittlerweile hatte das Stimmengewirr wieder eingesetzt. Die Septembersonne tauchte Menschen, Apfelbäume und Blumenbeete in ein goldenes Licht. Der feucht-modrige Geruch des Grases vermischte sich mit Parfums und Ausdünstungen der Gäste. Ella wandte sich wieder ihren Freundinnen Kallioupi und Irmtraut zu.

»Ihr müsst dann rechts abbiegen, am Osterfeuer-Platz vorbei und Richtung Otterstedt fahren.« Kallioupi erzählte von ihrer Entdeckung auf einer Radtour. »Dort, wo der Wald beginnt, auf der linken Seite ist es.«

»Was ist dort?« Marianne trat mit Zoe in den Kreis der Frauen.

»Der Kunstgarten vom ›Künstler!« Irmtraut beugte sich zu Marianne, um sie zu umarmen. »Hallo, meine Liebe.« Ketten und Armreife, die ihr erdfarbenes Rohseidenkleid schmückten, klirrten leise.

»Welcher Künstler?« Ella versuchte, interessiert zu klingen, obwohl sie die Gegend hinter dem Quelkhorner Reitstall seit der Sache mit Rainer mied.

»Grotti. Alle nennen ihn aber nur ›den Künstler«. Er wohnt im Moor.« Kallioupi nippte an ihrem Portwein. »Nicht schlecht. Aber wenn ich weitertrinke, kippe ich bald aus den Latschen.«

»Leute, diese Portweinelieferung ist der Wahnsinn!« John stand hinter einem Tisch unter einer großen Kastanie. Seine Stimme war laut und etwas verwaschen. »Hier noch ein feiner Tropfen mit ausgereiften Frucht- und Gewürzaromen und ...«, er roch an dem vollen Glas in seiner Hand, »einer wunderbaren Walnussnote.«

»Er hat ganz zauberhafte Objekte in diesem Garten.« Irmtraut berichtete weiter von dem »Künstler«. »Gleich am Eingang steht ein indianischer Marterpfahl.«

»Er wohnt im Moor?« Ella war irritiert. In Fischerhude gab es einige Lebenskünstler, die in Bauwagen oder Tipis wohnten. Im Moor aber hatte sie auf ihren Joggingtouren noch keine Behausung entdeckt. Seit der Trockenlegung und dem Ende des lokalen Torfabbaus hatten die Tiere das Moor übernommen. Häuser gab es wegen des feuchten Grunds nur am Rand. Auf den schmalen Pfaden traf man selten Spaziergänger oder Reiter.

»Er wohnt in mehreren Hütten, die er sich in den Wald gebaut hat. Er möchte die Natur mit seinem ganzen Sein erleben.« Irmtraut war ein Fan des »Künstlers«. »Dort versteckt er sich. Rabea ist die Einzige, die ihn ab und zu besucht. Er nimmt nur Kontakt zu anderen Menschen auf, wenn er es möchte.«

»Wie unheimlich.«

Zoes Stimme war so leise, dass Irmtraut sie ignorierte. »Wir könnten doch unser nächstes Vollmondtreffen bei ihm machen.«

»Wahrscheinlich beobachtet er uns heimlich, wenn wir spazieren gehen.« Zoe verzog angeekelt den Mund.

»Genau! Ein Spanner, der den anthroposophischen Gedanken benutzt, um seine geheimen Gelüste zu befriedigen.« Jetzt machte Ella die Unterhaltung wieder Spaß.

Zoe grinste. »Wie dieser Aura-Chirurg, der Irmtraut bei den Heilmineralien in der Amtshof-Buchhandlung seine Dienste angeboten hat.«

Alle feixten. Nur Irmtraut nicht. Sie hatte den Typen zu sich nach Hause bestellt. Dort bestand der Heiler darauf, dass die Therapie nur in sehr engem Körperkontakt ausgeführt werden könne. Sie hatte ihn schreiend weggejagt.

»Grotti ist ein sehr netter und interessanter Mann.« Mariannes Augen blitzten ärgerlich. »Max und ich haben ihn sogar schon öfter bei uns zu Besuch gehabt. Die Gespräche mit ihm sind inspirierend. Er versteht die Natur und ihre Botschaften.«

Der schöne Max verkehrte mit dem »Künstler«. Das hätte Ella nicht gedacht. »Was für Botschaften?«

»Dass wir vergänglich sind. Dass immer wieder Neues entsteht. Und wir Mutter Erde nicht weiter zerstören dürfen, weil sie sich sonst gegen uns richtet.«

Ella gähnte innerlich. Genau die Antwort, die sie erwartet hatte. »Was geht das Max an? Der ist doch zufrieden, wenn man ihn in Ruhe lässt, er genug Pot und Bier hat und ab und zu mal 'ne Party mit netten Mädels macht.«

»Das kannst du wohl kaum beurteilen. Seit einigen Monaten hat er seinen Malstil geändert. Er möchte dem Betrachter etwas mitteilen. Seine Bilder sind voller Geheimnisse, die jeder für sich selbst entdecken kann.«

»Stimmt. Er ist jetzt auf einem neuen Trip.« Zoe sah Ella mit großen Augen an, als müsse sie sie überzeugen. »Das musst du dir ansehen. Er malt Figuren in die Landschaften, die seine Gefühle und Gedanken symbolisieren.«

Das klang nach Siebziger-Jahre-Kitsch. Ella erinnerte sich an psychedelische Plattencover und mystische Comics im Wohnzimmerregal ihrer Eltern. Hoffentlich waren Max' Gemälde anders. Das sollte sie sich mal angucken. Ella nickte den Freundinnen zu und ging in Richtung Scheune, wo sich das Atelier befand. Sie winkte John an der Bar zu.